



NARBENGESICHT

DIE WAISENKINDER AUS ST. LOUIS

JOHN T. WAYNE

John T. Wayne

Narbengesicht

DIE WAISENKINDER AUS
ST. LOUIS



EINE MARKE VON
EK-2 PUBLISHING

Narbengesicht - Die Waisenkinder aus St. Louis

Copyright © 2026 John T. Wayne

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlags in irgendeiner Form
- sei es grafisch, elektronisch oder mechanisch,
einschließlich Fotokopieren, Aufzeichnen, Aufnehmen oder
mittels eines Informationsspeicher- und Abrufsystems
verwendet oder vervielfältigt werden, außer im Falle kurzer
Zitate in Artikeln und Rezensionen.

Der Verlag übernimmt keine Haftung oder Verantwortung
für Websites des Autors oder Dritter oder deren Inhalte.

Ihre Zufriedenheit ist unser Ziel!

Liebe Leser, liebe Leserinnen,

zunächst möchten wir uns herzlich bei Ihnen dafür bedanken, dass Sie dieses Buch erworben haben. Wir sind ein Familienunternehmen aus Duisburg und jeder einzelne unserer Leser liegt uns am Herzen!

Mit unserem Verlag EK-2 Publishing möchten wir militärgeschichtliche und historische Themen sichtbar machen und Leserinnen und Leser begeistern.

Vor allem aber möchten wir, dass jedes unserer Bücher Ihnen ein einzigartiges und erfreuliches Leseerlebnis bietet. Haben Sie Anmerkungen oder Kritik? Lassen Sie uns gerne wissen, was Ihnen besonders gefallen hat oder wo Sie sich Verbesserungen wünschen. Welche Bücher würden Sie gerne in unserem Katalog entdecken? Ihre Rückmeldung ist wertvoll für uns und unsere Autoren.

Schreiben Sie uns: info@ek2-publishing.com

Nun wünschen wir Ihnen ein angenehmes Leseerlebnis!

Ihr Team von EK-2 Publishing

Widmung

Dieses Buch ist den Waisenkindern des Bürgerkriegs
gewidmet!

*Die Liebe eines Vaters muss auch Zurechtweisung
beinhalten, sonst ist es keine Liebe.*

Zitat: John T. Wayne

Anmerkung des Autors

Als der Bürgerkrieg begann, waren alle am Sklavenhandel beteiligt: Mexikaner, Schwarze, Indianer und die Weißen – man musste nur hart im Nehmen sein! Erst 1619 erreichte das erste mit schwarzen Sklaven beladene Schiff den Kontinent; etwa vier Prozent des transatlantischen Sklavenhandels gelangten nach Amerika. Der Rest ging nach Südamerika und in die Karibik.

In den ersten 150 Jahren beförderten die aus England kommenden Schiffe Leibeigene oder weiße Sklaven aus Irland, Schottland und England. Diese Menschen waren meist die Ärmsten, die obdachlosen Vagabunden oder Kriminellen, die England loswerden wollte.

Sie wurden unmittelbar nach ihrer Ankunft in der Neuen Welt in die Sklaverei verkauft. Diese Menschen hatten keine Wahl und keine Alternative; sie mussten so lange arbeiten, bis ihre Schulden vollständig beglichen waren. Es war für sie die einzige Möglichkeit, ihre Überfahrt nach Amerika zu bezahlen, auch wenn sie sich selbst nicht für diese Reise entschieden hatten.

Kapitel 1

Dass ich ein älterer Bruder war, durfte ich nicht selbst entscheiden. Wenn man geboren wird, kann man sich seine Lebensumstände nicht aussuchen, und schon gar nicht seine Familie. In diesem Zusammenhang kann ich euch eines sagen, was ich seit meiner Geburt gelernt habe: Ein Kind beginnt, Entscheidungen zu treffen, lange bevor es auch nur die geringste Ahnung davon hat, wie selbst die kleinsten Entscheidungen sein Leben ruinieren können – oder wie lange.

Mein Name ist Dillon Childs, und als Zwölfjähriger huschte ich mitten im Bürgerkrieg unter den Gaslaternen durch die Straßen von St. Louis. Dort lernte ich auf schnellstem Weg, Entscheidungen zu treffen. Ob gut oder schlecht, es war offensichtlich, dass manche Entscheidungen einen für den Rest des Lebens verfolgen können. Bis zu diesem Zeitpunkt schienen meine Entscheidungen eher fragwürdig gewesen zu sein, und ich hoffte, dass sie mich nicht mein ganzes Leben lang verfolgen würden. Meine Chancen auf eine Art Aufschub im Hinblick auf eine Entscheidungsfindung schienen verschwindend gering.

St. Louis war nicht die beste Entscheidung meines Vaters gewesen, denn Onkel Sebastian war nirgends zu finden, und die Straßen waren bereits voller obdachloser Kinder, als meine kleine Schwester und ich dort ankamen. Der Krieg war seit fast zwei Jahren im Gange, und das Jahr 1863 schien eine Zeit der Verzweiflung für die Südstaaten und die Familie Childs zu werden. Ich hatte keine nennenswerten Fähigkeiten, die es mir ermöglicht hätten, einen Job zu finden. Ich war ohnehin zu jung, um Arbeit zu bekommen. Mit zwölf Jahren stand ich vor einer großen Herausforderung.

Jenny war meine kleine Schwester, und was die Sache noch schlimmer machte: Wenn ich eine falsche Entscheidung traf, hatte das nicht nur Auswirkungen auf mich; meine Unerfahrenheit beeinflusste auch ihr Leben. Dillon Childs war alles, was sie hatte, und der für sie sorgen konnte. Sie war erst sechs Jahre alt. Ich hasste, was vorgefallen war und dass wir hier gelandet waren, aber ich konnte nichts tun, um die Umstände zu ändern, die zu dieser Situation geführt hatten. Jenny war in meiner Obhut, und ich kam damit zu dieser Zeit nicht besonders gut zurecht. Sie war immer hungrig, beschwerte sich aber nicht allzu sehr, denn sie sah, dass auch ich Hunger litt. Sie verstand es bis zu einem gewissen Grad, aber es gab Zeiten, in denen sie einfach nicht aufhören wollte zu jammern.

Zu unserer Verteidigung muss man sagen, dass wir Fische und Frösche fangen konnten. Unser Glück schien also wirklich auf der Straße zu liegen, aber nur, weil Pa mir schon im Alter von fünf Jahren beigebracht hatte, wie man eine Angelschnur auswirft und einen Frosch mit dem Harpunenspieß fängt. Wir waren unter dem Rand eines tiefen, blauen Bergrückens geboren worden. Er überragte die schönsten Wasserfälle, die man sich vorstellen konnte. Am Abend färbten sich die bewaldeten Hügel blau und violett. Unser Land war ein Land voller unübertroffener Mengen an Wild und des kühlen, rauschenden Gewässers des Current Rivers. Morgens trank meist irgendein Tier am Fluss, und stellte eine einfach zu erlegende Mahlzeit dar. Das waren die guten alten Zeiten, nach denen ich mich jetzt sehnte. Gute alte Zeiten für einen zwölfjährigen Jungen und seine sechsjährige Schwester. Unser Leben hatte doch gerade erst begonnen.

Der Current River war bis vor zwei Wochen unser Zuhause gewesen. Ma war kurz nach der Geburt meiner kleinen Schwester gestorben, aber nicht an den Folgen der Geburt; sie starb an einem Biss einer Kupferkopfschlange.

Pa hatte sich seitdem mächtig ins Zeug gelegt, um uns großzuziehen, doch nun nahm der Bürgerkrieg richtig Fahrt auf, und unser kleines Zuhause war laut meinem Vater nicht mehr sicher. Er hatte schließlich nachgegeben und sich zum Kampf für die Konföderation gemeldet. Er trug mir auf, nach St. Louis zu gehen, wo ich meinen Onkel Sebastian finden würde. Da ich den Mann noch nie getroffen hatte, war ich mir nicht sicher, wie ich mit ihm in Kontakt treten sollte, aber Pa hatte gesagt, sein Nachname sei derselbe wie unserer, und dass er Pa selbst ziemlich ähnlich sehen würde. Ich hatte die Adresse, die Pa mir gegeben hatte, aber als wir ankamen, war das Haus leer.

Nun, nach drei einsamen Tagen auf den Straßen der Stadt, hatte ich herausgefunden, dass Onkel Sebastian genau wie Pa gehandelt hatte; er hatte sich den Konföderierten angeschlossen, um gegen die Yankees zu kämpfen. Was mir an St. Louis jedoch auffiel, war die Tatsache, dass ich in diesen drei Tagen keinen einzigen Soldaten der Konföderation bemerkt hatte. Jeder Soldat, den ich gesehen hatte, trug die dunkelblaue Uniform der Yankees, und von ihnen gab es jede Menge. Ich erfuhr bald, dass dies an einem Ort namens Jefferson Barracks lag, wo der Norden Soldaten für den Kampf rekrutierte und sie dort ausbildete, bevor sie in den Krieg geschickt wurden. Da keine Aussicht auf eine leicht zu erbeutende Mahlzeit bestand, erklärte ich Jenny, dass wir zu unserer Hütte im Wald zurückgehen würden. Am vierten Morgen machten wir uns auf den Weg nach Süden, die Flussstraße entlang, aus der Stadt hinaus. Wir marschierten einfach so zu Fuß. Es zeichnete sich eine Katastrophe ab, aber mit zwölf Jahren hatte ich wirklich keine Ahnung, wie schlimm eine Katastrophe für ein Kind werden könnte.

Ich wusste, wie man Maisbrot zubereitet und wie man ein Kaninchen ausweidet, und ich wusste, wie man Fische fängt oder Frösche mit einer Harpune erlegt. Ich beabsichtigte nicht, Teil des Pöbels zu werden, den ich

gerade auf den Straßen von St. Louis gesehen hatte. Ich hatte keine Lust, zuzusehen, wie meine Schwester aufwuchs und aus Not oder Mangel an angemessener Fürsorge um Almosen betteln musste. Das, was ich von St. Louis gesehen hatte, war kein Ort für eine Dame oder für ein junges Mädchen. Jenny würde eines Tages von diesen heidnischen Jungen missbraucht werden, wenn wir unter ihnen blieben, und dann müsste ich sicher jemanden umbringen.

Der Tod hatte mich in den vergangenen Jahren hart verfolgt, und ich meine damit natürlich nicht meinen eigenen. Vielmehr war es eine Tatsache, dass ich vermutlich früher oder später jemanden töten müsste für etwas, das diese Person meiner Familie antun würde. Ich konnte nicht sagen, wer, wo oder wann, ich konnte meine Gefühle nicht einmal erklären, aber der Sensenmann schien mir in diesen Tagen furchtbar dicht auf den Fersen zu sein. Ein zwölfjähriger Junge hätte auf solche verzweifelten Gedanken gut verzichten können, aber ich hatte sie nun einmal.

Unsere Reise nach Norden nach St. Louis war problemlos verlaufen, denn Pa hatte uns bei einem Freund untergebracht, der sich verpflichtet hatte, uns bis in die große Stadt am Fluss zu begleiten. Als wir jedoch ankamen, ließ er uns fallen wie unerwünschtes Gepäck. Offensichtlich waren wir genau das für ihn gewesen. Er hatte alles für uns geregelt und dafür gesorgt, dass wir gut ankamen, aber das war auch schon alles, was er an Versprechen gegenüber Pa einhielt, und als wir am Kai anlegten, war es das letzte Mal gewesen, dass wir Mr. Jeremiah Culpepper gesehen hatten - und das, obwohl er angeblich ein christlicher Pfarrer war.

Er hatte sich mit Vorräten eingedeckt und die Stadt noch am selben Tag wieder verlassen, sodass er drei Tage Vorsprung hatte. Da er in einem Pferdewagen saß und wir zu Fuß unterwegs waren, gab es keinerlei Hoffnung, den

Mann einzuholen. Nicht, dass ich das gewollt hätte. Ich war so jung und unerfahren, aber ich hatte dennoch das Gefühl, dass mit dem Prediger etwas Schreckliches nicht stimmte. Nun, das war aber nur meine eigene Sichtweise. Ich hatte nicht den geringsten Beweis in dieser Angelegenheit. Tatsache war jedoch, dass der Mann auf der gesamten Reise bis nach St. Louis kein einziges Wort gesagt hatte. Sein böser Blick war beunruhigend gewesen, aber ein böser Blick ist nicht gerade ein unbestreitbarer Beweis dafür, dass der Teufel in einem Menschen steckt. Das glaubte ich damals zumindest. Ich hätte mich in diesem Punkt nicht mehr irren können, aber es war eine dieser Sachen, die ein Kind auf die harte Tour lernen muss.

Als wir die Uferstraße entlanggingen, begann Jenny, sich über ihre müden kleinen Beine zu beschweren, aber ich hatte keine Antwort darauf. Ich drängte sie, so weit zu gehen, wie sie konnte. Dann trug ich sie ein Stück auf meinem Rücken, setzte sie wieder ab und sie ging wieder ein Stück allein weiter. Als die Dämmerung hereinbrach, war ich völlig erschöpft – nicht nur fertig, sondern am Ende, kaputt und voller Schmerzen vom vielen Tragen meiner Schwester. Ich hätte nie gedacht, dass der Körper eines jungen Mannes so sehr schmerzen könnte wie meiner, und mir wurde klar, dass ich den Heimweg auf diese Weise nicht schaffen würde. Wir würden das niemals überleben, zumindest ich nicht, und unter diesen Umständen würde Jenny ebenso scheitern wie ich. Ich durfte also nicht versagen.

Ich fand eine Stelle mit hohem Gras am Straßenrand. In der vergangenen Nacht mussten Rehe dort geschlafen haben, und wir richteten uns dort ein weiches Lager unter dem Sternenhimmel ein und schliefen ein. Ich schlief wie ein Stein, und als ich wieder zu mir kam, saß jemand in zwanzig Meter Entfernung auf einem Pferd und unterhielt sich mit einer anderen Person auf einem Pferd. Ich sah nach Jenny, und sie wirkte vor Erschöpfung beinahe wie

bewusstlos. Sie würde beim Geräusch zweier fremder Stimmen nicht aufwachen. Ich hingegen hörte die beiden und würde mir für immer wünschen, ich hätte in dieser Nacht so tief geschlafen wie Jenny, denn was ich hörte, war abgrundtief böse. Von diesem Moment an, als ich das Gespräch belauschte, wusste ich, dass ich die Sache nicht ignorieren konnte.

„Hör zu, Jake, diese Kinder haben kein Zuhause, keine Eltern und keine Möglichkeit, für sich selbst zu sorgen. Mir ist egal, wie du sie beschaffst, aber ich will dreißig von ihnen bis nächste Woche um diese Zeit gefesselt und bereit zum Auslaufen hier haben. Ich brauche sie spätestens bei Vollmond an Bord beim üblichen Treffpunkt auf der Miss Nippy. Wir segeln bei Vollmond nach New Orleans, wo ein Frachter auf uns warten wird. Sie werden jedes Kind an Bord nehmen und aus ihnen Matrosen machen. Wenn nicht, dann sterben sie eben bei dem Versuch. Ich bekomme zweihundert pro Kopf für jedes Kind, das groß genug ist, den Anker nach oben zu ziehen, also: Je größer sie sind, desto besser. Hast du das verstanden?“

„Ja, Sir, Boss.“

„Du bringst mir noch ein Kind extra, das beim Kochen hilft, hörst du? Mir ist egal, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist, aber die Göre sollte besser mit der Pfanne umgehen können, verstanden?“

„Alles klar, Lucifer“, erwiderte Jake.

„Jetzt mach dich auf den Weg“, befahl der Mann namens Lucifer.

Der Untergebene – oder was auch immer dieser Jake war – wendete sein Pferd in Richtung St. Louis und galoppierte davon, wobei er eine dichte, schwere Staubwolke in der kühlen Nachtluft entlang der dunklen Straße hinterließ. Aus der mittleren Tasche seiner Latzhose zog der Mann namens Lucifer, einen Tabakbeutel hervor und stopfte seine Pfeife voll. Gerade als der Boss begann, sein Pferd zu wenden, zündete er ein Streichholz an, und ich erhaschte

einen Blick auf seine Gesichtszüge. Ich erschauerte innerlich, denn sein Gesicht war auf grauenhafte Weise entstellt, und seine Augen schienen fast im gleichen Winkel schräg zu stehen. Eines schien wie eingefallen und das andere trat unnatürlich hervor, als wäre sein Gesicht aufgeschnitten und erfolglos wieder zusammengenäht worden. Er war der hässlichste schwarze Mann, den ich je gesehen hatte. Dann erlosch sein Streichholz, und Jenny regte sich im Schlaf. Ich legte meine Hand über ihren Mund, um sie zum Schweigen zu bringen, denn soweit ich das beurteilen konnte, war Luzifer der Teufel höchstpersönlich.

„Pssst“, flüsterte ich Jenny zu.

„Wer ist da?“, rief seine dämonische Stimme in die Nacht, während er sein Streichholz fallen ließ und eine Pistole aus dem Holster zog, das er an der Taille seiner Latzhose trug. Ich hielt den Atem an und lag vollkommen still da. Ich legte den freien Finger meiner rechten Hand an meine Lippen, um Jenny zu signalisieren, dass sie still sein musste, während wir uns direkt in die Augen starrten. Der Mann hatte sie geweckt, und wenn wir auch nur einen Mucks von uns geben würden, wären wir erledigt.

„Wer ist da draußen?“, verlangte der Boss unmissverständlich zu wissen. „Kommt sofort her, oder ich ...“

Seine Worte verstummten. Jenny und ich starrten uns hilflos in die Augen, aus Angst, eine Bewegung zu machen, die ein Geräusch hervorrufen könnte. Wir starrten uns an und hielten den Atem an. In diesem Moment sprang ein Hase ganz in unserer Nähe auf und huschte über die Wiese davon. Dabei schlug er wie wild Haken nach links und rechts. Ich war mir sicher, dass der Kerl gerade dabei gewesen war, ein weiteres Streichholz anzuzünden und sein Pferd in unsere Richtung zu treiben, aber der Hase hatte uns gerettet.

Ein leises Lachen folgte.

„Ich werde langsam nervös“, bemerkte Lucifer laut.

Dann wendete der furchterregende schwarze Mann sein Pferd wieder Richtung Süden, steckte seine Pistole in den Halfter und ritt davon, während wir zitternd im hohen Gras zurückblieben. Er hinterließ den süßen Duft von Pfeifentabak in der Luft. Meine Nasenflügel nahmen einen tiefen Zug des angenehmen Dufts auf, und ich atmete zitternd aus. Der Mann schien guten Tabak zu rauchen. Ich fragte mich, welche Sorte und wie viel er kostete und so weiter. Wie konnte sich ein Schwarzer einen solchen Luxus wie Tabak überhaupt leisten? Schwarze waren doch Sklaven, oder?

Ich wusste, dass wir weiterziehen mussten, denn wenn der Mann misstrauisch werden würde und seine Entscheidung anzweifelte, würde er vielleicht zurückkommen und erneut nach uns suchen. Wir warteten, bis er außer Hörweite war, dann standen wir von unserem bequemen Lager auf und machten uns auf den Weg in den Wald auf der anderen Seite der Wiese. Wir flüchteten in dieselbe Richtung, in die das Kaninchen gerannt war.

Am Waldrand war das Gras wieder hoch und weich, wenn man sich darauflegte oder es mit den Füßen nach unten drückte. Wir machten uns ein neues Bett in der Nähe einer Fichte und eines hohen, alten Pekannussbaums. Dabei fiel mir ein, dass Ma, bevor sie starb, öfter einen Pekannusskuchen gebacken hatte, und plötzlich wusste ich, dass ich versuchen würde, selbst einen zu backen. Natürlich erst, wenn ich die nötigen Gewürze und Zucker in die Finger bekommen würde. Ich war plötzlich von dieser Idee wie besessen und würde sie in die Tat umsetzen, sobald wir zu unserer Hütte am Current River zurückkehren würden. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wie lange das wirklich dauern würde. Ich rechnete mit ein paar Tagen, aber das Leben hatte andere Pläne für jemanden wie Dillon Childs.

Als ich an das Gespräch dachte, das ich mitgehört hatte, wurde mir klar, dass ich mich entscheiden musste, und zwar bald. Diese Männer da draußen auf der Straße waren böse und hatten üble Absichten. Falls ich Zweifel jeglicher Art gehabt hatte, waren diese verflogen, sobald Narbengesicht laut geworden war. Seine Stimme war tief und rau, genauso, wie ich mir immer die Stimme des Teufels vorgestellt hätte, fast wie eine dieser riesigen Kröten. Wäre das Kaninchen nicht gerade in diesem Moment aufgesprungen und davongelaufen, hätten wir es machen müssen. Das hätte bedeutet, dass wir mit Sicherheit gefasst worden wären und uns nun in den Fängen des Entführers befinden würden. Wer war der Mann, der „Boss“ genannt wurde und der aussah, als hätte er die falsche Seite einer Axt kennengelernt? Eines war sicher: Er war kein Weißer. Konnten schwarze Männer auch mit Sklaven handeln?

Schließlich schien es bei dem Krieg nun, da Lincoln seine Emanzipationserklärung verkündet hatte, um den Sklavenhandel zu gehen. Wenn der Mann keine Sklaven mehr zu und von Käufern liefern konnte, würde er sich dann nicht nach einem anderen Markt umsehen? Der Handel mit Menschenfleisch schien zur Persönlichkeit von Narbengesicht zu passen, aber was wusste ich schon von Männern? Wie sollte ich, ein zwölfjähriger Junge, den Charakter eines solchen Mannes beurteilen können? Vielleicht sah er für einen Zwölfjährigen einfach nur furchterregend aus? Ich hatte kaum Anhaltspunkte, doch er hatte gesagt, er könne zweihundert Dollar pro Kopf für diejenigen bekommen, die groß genug waren, um einen Anker zu lichten. Was ergab zweihundert Dollar mal vierzig? Mit kleineren Zahlen konnte ich noch rechnen, aber diese Zahl war höher, als ich je versucht hatte zu rechnen. Eines war sicher und gewiss: Es war mehr Geld, als ich wahrscheinlich in meinem ganzen Leben zu Gesicht bekommen würde.

Wir machten uns bei Sonnenaufgang auf den Weg. Wieder einmal zogen wir nach Süden, nur dass ich mich dieses Mal von der Straße fernhielt. Falls diese Kerle nach Kindern Ausschau hielten, die ihren Vorstellungen entsprechen würden, wollte ich ihnen nicht begegnen. Ich musste auf Jenny aufpassen, was für mich ein Grund mehr war, vorsichtig zu sein und mich von den Lichtungen fernzuhalten.

Wir reisten an diesem Tag mit leichtem Gepäck. Ich konnte ein paar wilde Brombeeren finden und zum Glück waren sie reif. Ich fürchte, wir beide haben uns ziemlich schmutzig gemacht, als wir uns an den Früchten gütlich taten. Ein paar waren noch sauer, aber das war uns egal. Nachdem wir uns satt gegessen hatten, legten wir uns wieder für ein Mittagsschläfchen hin und dösten unter einer großen, rauschenden Weide. Wir waren weit abseits der Straße und am Rand der Baumgrenze.

Dann hörte ich mehrere Minuten lang ein leises Donnern, bevor ich erkannte, was das Geräusch verursachte. Dann sah ich die Pferde, als sie die Straße entlang des Flusses hinaufkamen. Es waren Hunderte von ihnen, die die Böschung des Flusses überwandern und nach Norden in Richtung St. Louis zogen. Es waren berittene „Blue Bellies“ mit Wagen, die von Maultieren und Ochsen gezogen wurden und die Kanonen transportierten. Über eine Stunde lang saßen wir wie gebannt am Waldrand und beobachteten die Unionstruppen, während sie in einer langen Kolonne vorbeizogen, die sich so weit in beide Richtungen erstreckte, wie das Auge reichte.

Bald näherte sich das Ende der Kolonne, schneller als ich erwartet hatte, denn der Staub, den die berittenen Soldaten aufwirbelten, hatte das Ende des Zuges verdeckt. Die letzten Soldaten sahen eher grau als blau aus, weil sich der ganze Staub auf ihren Pferden und Uniformen abgesetzt hatte. Als der Rest der Truppe aus dem Blickfeld verschwand, holte ich Jenny hervor und wir machten uns

aus dem Staub. Wir schlängelten uns im Zickzack durch die Bäume in südlicher Richtung auf unser Zuhause zu.

Gegen Abend roch ich Rauch von einem Feuer und wir hielten an. Ich sagte Jenny, sie solle zurückbleiben, während ich mich nach der Quelle des Geruchs umsehen wollte. Langsam schlich ich mich an den vor mir liegenden Bergrücken heran und spähte hinüber. Es war Narbengesicht, zusammen mit zwei anderen Männern, die keinen ehrlicheren Eindruck machten. Die drei brieten Eichhörnchen und Kaninchen über einer kleinen offenen Flamme. Ich leckte mir über die Lippen und überlegte, wie ich an etwas von ihrem Essen herankommen könnte, ohne erwischt zu werden.

Hattest du jemals eine so dumme Idee, dass du umso mehr daran geglaubt hast? Genau solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich sah, wie ihr Fleisch über der offenen Flamme brutzelte, während Jenny und ich seit drei Tagen Hunger litten.

Als ich mich umsah, konnte ich erkennen, wo ihre Pferde angebunden waren, und in meinem Hinterkopf begann sich ein Plan zu formen. Wenn ich mich dorthin schleichen und ihre Pferde so sehr erschrecken könnte, dass sie davonlaufen würden, hätte ich wahrscheinlich freien Zugriff auf ihr Abendessen. Langsam schlich ich mich auf ihre Pferde zu. Obwohl sie ungesattelt waren, hatten sie ihre Trensen noch immer angelegt. Ich staunte, als ich tatsächlich bei ihnen ankam, denn die Tiere waren vom Lager aus schon zur Hälfte außer Sichtweite. Ich sprang auf den Rücken eines der Pferde, ergriff die Zügel, schlug den anderen beiden auf den Hintern und machte mich auf den Weg zum Fluss in südöstlicher Richtung und weg von der niederträchtigsten Bande von Männern, die ich in meinem kurzen Leben je gesehen hatte. Ich hörte Geschrei und Rufe hinter mir, und ein Pistolenschuss hallte durch die Dunkelheit, denn die Sonne war inzwischen vollständig untergegangen. Die anderen beiden Pferde schienen bei

dem Pferd bleiben zu wollen, auf dem ich ritt, und ich dachte nicht mehr an das Essen. Mir wurde plötzlich klar, dass wir nun ein Transportmittel hatten. Ich ergriff die Zügel eines der anderen Pferde und ritt in einem weiten Bogen zurück zu der Stelle, an der Jenny auf mich warten sollte. Als ich aber dort ankam, wo ich sie zurückgelassen hatte, war sie nirgends zu sehen. Ich verfluchte mein Pech und begann mich zu fragen, was mit ihr geschehen war. Wenn diese Männer sie gefunden hatten, würde ich in Schwierigkeiten stecken, und Jenny ebenso.

Ich stieg in einem Wäldchen ab, wo mich die Bäume vor Blicken schützten, schlich mich erneut an den Bergrücken heran und spähte hinüber. Bei diesem Anblick weiteten sich meine Augen, doch ich hätte ahnen müssen, was passieren würde, bevor ich auf solch eine törichte Idee gekommen bin. Jenny saß dort, hübsch wie immer, und genoss ganz allein eine köstliche Mahlzeit; ihr Antlitz war im Schein des Feuers unverkennbar. Ich sah mich hastig im Lager um, konnte aber niemanden entdecken. Die Männer waren offensichtlich unterwegs, um nach ihren Pferden zu suchen.

Plötzlich sah ich eine leichte Bewegung links von mir und erkannte mit einem Ruck das alte Narbengesicht, das direkt auf meine kleine Schwester starrte, wobei das Feuerlicht in seinen Augen den Wahnsinn in ihm offenbarte. Er bewegte sich nicht mehr als nötig, und ihn zu entdecken war reines Glück gewesen, denn er war schwarz wie das Pikass, sodass die Dunkelheit ihn in einen gleichartigen Schleier hüllte. Er stand einfach nur da und sah zu, wie Jenny sein karges Abendessen verspeiste. Ich wusste in diesem Moment, dass ich in größeren Schwierigkeiten steckte, als es einem Jungen zusteht. Er hatte sie im Visier und würde sie auf frischer Tat ertappen. Wenn ich bliebe oder versuchen würde, sie zu retten, würden diese Männer auch mich in ihre Fänge bekommen.

Vorsichtig zog ich mich vom Bergrücken zurück und stieg gut hundert Meter entfernt auf mein Pferd. Ich nahm die

Zügel der anderen Pferde und begann, langsam im Kreis um das Lager zu reiten, um keinen Lärm zu machen. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass ich tatsächlich eine große Menge an Lärm machen musste, um die Männer von meiner Schwester abzulenken.

Ich fing an zu schreien: „Hüa, los, Pferd, los geht's!“ und Ähnliches. Schließlich erreichte ich die Straße und galoppierte Richtung Süden, denn meine beabsichtigte Ablenkung hatte das alte Narbengesicht kein bisschen beeindruckt. Lucifer und seine Schergen würden meine kleine Schwester in kürzester Zeit erwischen.

Da sie keine Pferde mehr hatten, würden sie nach New Madrid oder in eine andere Siedlung in der Gegend laufen, und ich war sicher, dass sie einem unschuldigen kleinen Mädchen wie Jenny nichts antun würden. Tatsächlich dachte ich, dass sie bei diesen Männern vorerst vielleicht besser zu essen bekommen würde als bei mir. Ich wusste, dass sie Angst haben würde, aber es würde ihr gut gehen. Ich hingegen war nun ein Pferdedieb!

Diese plötzliche Erkenntnis tröstete mich keineswegs. Pa hatte mir immer erzählt, was aus Pferdedieben wurde. Man hängte sie meist ohne jegliche Art von Gerichtsverfahren. Komisch, dieser Gedanke war mir gar nicht in den Sinn gekommen, bis ich die Pferde tatsächlich in meinen Besitz gebracht hatte. Hängte man zwölfjährige Jungen wegen Pferdediebstahls? Etwas sagte mir, dass ich das lieber nicht wissen wollte.

Ich ritt ein Stück nach Süden, schlug dann weit abseits der Straße, hoch oben im Wald, mein Nachtlager auf – aber erst, als ich weit genug geritten war, um sicher zu sein, dass die Männer, die meine Schwester bei sich hatten, die Entfernung nicht zurücklegen konnten, bevor ich am nächsten Morgen aufwachen würde. Ich hatte kein Feuer, kein Essen und keine Möglichkeit, an beides heranzukommen. Jenny hatte wenigstens etwas gegessen. Ich freute mich für sie. Ich band alle drei Pferde fest, damit

sie Gras fressen konnten und nicht weglaufen würden, dann legte ich mich hin, um zu schlafen.

Während ich mich ausruhte, rasten meine Gedanken um Jenny und darum, was das alte Narbengesicht ihr vielleicht doch antun könnte. Ich hatte ihm sein einziges Fortbewegungsmittel gestohlen und überall schienen Soldaten der „Blue Bellies“ zu sein. Der Mann würde mir nicht dankbar dafür sein, dass er meinetwegen zu Fuß gehen musste. Ich döste ein, aber nicht ohne mich zu fragen, ob ich das Richtige getan hatte. Ich machte mir Sorgen um meine kleine Schwester Jenny.

Kapitel 2

Ein strahlender, aber von Zweifeln geprägter Tag brach an. Ich führte meine Herde gestohlener Pferde die lange, gerade Straße entlang. Sie führte auf der Missouri-Seite den Mississippi entlang. Ich hatte das Hügelland hinter mir gelassen und befand mich nun in den tiefer gelegenen Auen, dem Teil, den die Einheimischen das Delta nannten. Es gibt Leute, die behaupten würden, das Delta liege viel weiter südlich in Louisiana, aber ein solches Argument hat für mich noch nie viel Sinn ergeben. Ich wusste nicht, was das Wort Delta bedeutete, und es war mir auch egal. Was mich betraf, konnte jeder, der ein Delta wollte, eines haben, denn meistens schien es ohnehin unter Wasser zu stehen. Manchmal im Frühling war der Mississippi an manchen Stellen vier oder fünf Meilen breit.

Stellenweise war der Ritt bestenfalls langsam, aber ich hatte es nicht eilig. Ich hatte nicht vor, den Männern zu entkommen, denn sie hatten meine kleine Schwester, und ich wollte sie im Auge behalten. Ich wollte sie wie Schweine zur Schlachtbank führen, aber in meinem Innersten war ich mir meiner Pläne nicht so sicher, denn ich hatte nichts, womit ich sie schlachten konnte.

Ich verlor vor lauter Gedanken und Sorgen um meine jüngere Schwester den Verstand. In den letzten paar Stunden hatte ich die Männer, die Jenny in ihrer Gewalt hatten, näher an mich herankommen lassen, gerade nah genug, dass sie mich neben ihren Pferden sehen konnten, und dann huschte ich davon, um mehr Abstand zwischen uns zu bringen.

Ich wusste, wie sie sich schlugen. Ich hatte gesehen, wie sie Jenny abwechselnd auf den Schultern trugen - sobald einer müde wurde, übernahm ein anderer. Gelegentlich ließ ich sie nah genug herankommen, damit sie mich gut sehen

konnten, aber nie so nah, dass ich durch Gewehrschüsse in Gefahr geraten würde. Ich wollte einfach nur, dass sie weiter in meine Richtung zogen. Heute würde es bestenfalls ein heißer und schwüler Frühlingstag werden, und die Gefahr eines kräftigen Frühlingsregens lag in der Luft, also achtete ich darauf, die Pferde häufig zu tränken, während ich über meine Schulter nach den Männern Ausschau hielt. Sie hatten noch immer meine kleine Schwester bei sich.

Gegen Mittag, als ich dasaß und die drei Pferde tränkte, bemerkte ich plötzlich, dass die Männer meine kleine Schwester nicht mehr bei sich hatten. Was hatten sie mit ihr gemacht? Wo konnte sie sein? Während ich auf meinem Pferd saß, hörte ich in der Ferne den Donner grollen. Die Wolken zogen auf, und wenn meine Vermutung stimmte, stand uns ein ordentlicher Wolkenbruch bevor. Ich wartete genau dort, wo ich war, denn ich wollte Antworten. Schließlich näherte sich das alte Narbengesicht bis auf etwa fünfzig Meter.

„Wo ist meine Schwester?“, schrie ich, gerade als in der Nähe ein Blitz einschlug. Das Gewitter kam näher.

„Sie wartet auf dich. Sie sagt, sie geht nicht weiter ohne ihren Bruder.“

„Ich glaube dir nicht. Du hast ihr etwas angetan“, beschuldigte ich ihn.

„Hör mal zu, Junge, ich gehe nicht herum und tue Kindern weh, und keiner von euch ist in Gefahr. Gib uns die Pferde zurück, dann kannst du deine Schwester haben“, erklärte er mit seinem breiten Südstaatenakzent.

„Warum kann ich sie nicht so haben?“

„Weil du ein kleiner Dieb bist und unsere Pferde gestohlen hast. Das ist ein Verbrechen, für das man gehängt wird.“

„Wollt ihr mich hängen?“, schrie ich zurück.

„Wir werden niemanden hängen, aber du musst uns die Pferde auf jeden Fall zurückgeben. Wir brauchen sie“, argumentierte der Mann überzeugend.

„Woher soll ich wissen, dass ihr euer Wort haltet und mir meine Schwester zurückgebt?“

„Ich gebe dir das Mädchen zuerst“, bot Narbengesicht an. Er war jetzt nur noch zwanzig Meter entfernt.

„Das reicht“, sagte ich. Er warf mir einen weiteren Blick zu und blieb stehen. Wäre Lucifer noch nähergekommen, hätte ich mein Pferd angespornt und wäre wieder davongeritten, obwohl ich gar keine Sporen hatte. Da er stehen geblieben war, befanden wir uns nun in einer Pattsituation.

„Du hast keinen Grund, mich zu fürchten, Junge, ich bin nur ein Reisender. Ich hätte dich doch bereits erschießen können, wenn ich dir etwas hätte antun wollen.“ Er hielt inne und fuhr fort: „Also, wenn du jetzt absteigst und mir die Pferde zurückgibst, könnt ihr beide weiterziehen“, versprach der entstellte Kerl.

Ich traute ihm in keiner Weise, aber sie hatten meine kleine Schwester, und ich musste sie zurückholen. Mein Magen knurrte, und um die Situation noch schlimmer zu machen, zog Narbengesicht einen glänzenden roten Apfel aus seiner Tasche und fing an, ihn direkt vor meinen Augen zu schälen. Wo zum Teufel er einen roten Apfel herhatte, würde ich wohl nie erfahren, aber ich wusste, dass Pa zu Hause unten im Vorratskeller einen Vorrat davon aufbewahrte. Ich nahm an, dass andere Leute das auch taten.

„Gib mir meine Schwester, und du bekommst deine Pferde“, sagte ich zu ihm.

„Geh zurück und hol das Mädchen!“, rief Narbengesicht seinen Männern hinterher. Einer von ihnen drehte sich um, der andere kam weiter auf uns zu. „Wie heißt du, Junge?“

„Dillon Childs“, antwortete ich.

„Du wärst ein richtig guter Soldat. Auf welcher Seite kämpfst du?“

„Mein Vater kämpft für den Süden. Ich denke, die Konföderation wäre gut genug für mich.“

„Verdammt noch mal, Junge, wir sind auf derselben Seite; warum kommst du nicht mit? Ich Sorge dafür, dass du und deine kleine Schwester dahin kommt, wo ihr hinwollt, und dass ihr beide nicht hungern müsst. Ich bin ein Meisterschütze und lasse niemanden in meiner Gruppe hungern.“ Dann nahm er einen Bissen von seinem frisch geschälten Apfel.

Ich traute dem Mann nicht, aber mein Magen sagte mir: Gib dem Mann eine Chance, schlimmer als jetzt kann es dir nicht gehen. Das war mein Magen, der da sprach. Ich hatte ganz andere Gefühle, aber mein Magen gewann die Auseinandersetzung. Als ich sah, wie Jenny sich losriss und auf mich zurannte, stieg ich ab und ging zu dem Mann hinüber, den ich nur als Luzifer kannte, oder wie ich ihn lieber nannte: Altes Narbengesicht – ein Name, den ich nicht wagte, in seiner Gegenwart auszusprechen.

„Ich glaube, ich habe mich von meiner Angst überwältigen lassen, Mister. Als ich sah, dass Sie meine Schwester hatten, dachte ich, ich hätte keine andere Wahl, als mit Ihren Pferden davonzulaufen. Als ich bemerkte, dass Sie die Tiere angebunden zurückgelassen haben, habe ich sie einfach mitgenommen. Es tut mir leid.“

Als ich meine Hand mit den Zügeln der Pferde quer über meiner Handfläche, ausstreckte und ihm seine Pferde als Entschuldigung zurückgeben wollte, schlug er mir hart gegen den Kiefer und ich fiel zu Boden. Dann, während ich auf dem Boden lag und zu ihm aufblickte, hob er die Zügel der Pferde vom Boden auf und sah auf mich herab.

„Lass dir das eine Lehre sein, Dillon. Manche Männer wollen keine Entschuldigung, sie wollen, dass du bezahlst. Sie beabsichtigen, dich zappeln zu sehen, weil ihre Herzen voller Hass und Wut sind. Entschuldige dich niemals bei einem Mann, mein Sohn, das ist ein Zeichen von Schwäche“, sagte er. Er beugte sich zu mir herunter und reichte mir die Hand, um mir aufzuhelfen.

Ich drehte den Kopf und sah, dass Jenny abrupt stehen geblieben war, also beschloss ich, die Hand dieses Mannes anzunehmen. Er half mir wieder auf die Beine und reichte mir meinen eigenen frischen roten Apfel, dann wandte er sich seinen herannahenden Partnern zu.

„Ihr reitet zurück und holt die Sättel. Die Kinder und ich warten dort drüben unter dem großen schattigen Baum auf euch“, sagte er, während er ihnen die Zügel aller drei Pferde reichte.

Nun hatte ich in meinen ersten zwölf Jahren auf dieser Welt schon vieles gesehen, vorrangig in den letzten beiden, aber ich hatte noch nie einen Schwarzen gesehen, der einem Weißen Befehle erteilte, geschweige denn zwei von ihnen.

In diesem Moment fiel mir ein Flussschiff auf dem alten Mississippi auf, und plötzlich wünschte ich mir, ich wäre auf diesem Schiff. Dort wäre ich sicher vor Leuten wie denen, bei denen wir ab jetzt sein würden. Auf dem Fluss kannte ich mich aus, aber ein Junge in meinem Alter hätte nicht genug Geld, um sich die Überfahrt zu leisten. Pa hatte früher immer für mich bezahlt. Ich sah zu, wie zwei schwarze Rauchwolken aus den Schornsteinen quollen und sich auf den Weg machten, um im wartenden blauen Himmel zu verschwinden. Dann war Jenny neben mir und schlang ihre Arme um mich. Sie hatte Angst und zeigte es auch.

„Das ist zweifellos die Natchez, die sich auf den Weg nach St. Louis macht. Sie wird in ein paar Stunden am Kai anlegen“, sagte Narbengesicht. „Also, Junge, wohin wollen du und deine Schwester denn?“, fragte er so höflich, wie er es nur konnte. Ich hatte den Verdacht, dass das alte Narbengesicht, immer mit einer unterschwelligem Autorität sprach, auch wenn er eine Frage stellte.

„Wir wollen nach Hause zu unserer Hütte am Current River.“